

Brigitte Jostes

Den Sprachnebel durchleuchten: Erkenntnisgewinnchancen lexikalisch-semantischer Zugänge zum Fremden

Achtung: Es geht nur um Sprache

Ich brauch' keine Fremden,
die mich nicht verstehn
(Aus: Hildegard Knef: „Ich brauch' kein Venedig“)

Von Hildegard Knef fühlten sich viele provoziert, nicht nur die katholische Kirche. Und sicherlich würde der hier zitierte Satz aus ihrem Lied „Ich brauch kein Venedig“ – beispielsweise im Fremdsprachenunterricht geäußert – gegenwärtig auch in erster Linie als Provokation verstanden werden. Findet sich doch die „interkulturelle Kompetenz“, die mit Offenheit für alles Fremde verbunden wird, mittlerweile in allen Kompetenzmodellen, die die Grundlage nicht nur von Bildungsstandards für den fremdsprachlichen Unterricht darstellen. Aber wie wäre es gewesen, diesen Satz im Erstveröffentlichungsjahr 1966 zu äußern, als Billigflieger und Erasmusprogramme kaum vorstellbar waren, sich selbst die Brennerautobahn noch im Bau befand und Kinder noch ungescholten Negerküsse essen und Pippi Langstrumpf lesen durften?

Diese und ähnliche Fragen betreffen die diskursiv-pragmatische Ebene des Sprechens über Fremde und sind unlösbar mit den historischen Kontexten im Großen wie den Kommunikationssituationen im Kleinen verbunden. Unausweichlich stellt sich in diskursiv-pragmatischer Hinsicht die Frage, welche Personen in welcher Hinsicht und von wem als *fremd* oder *Fremde* bezeichnet werden – die Sprache im engeren Sinne muss also verlassen werden.

Aber obgleich eine historisch-anthropologische Sprachforschung, wie sie mit dem vorliegenden Text vertreten wird, immer wieder kritisch einer allzu großen theoretischen Ablösung der Sprache vom konkreten Sprechen gegenübersteht, soll es hier tatsächlich kaum um die Welt (und all das Fremde in ihr), sondern „nur“ um Sprache im Sinne der *langue* von Saussure gehen: Gefragt wird nach der spezifischen Semantik des deutschen Adjektivs *fremd* und weiterer Mitglieder dieser Wortfamilie wie etwa *der Fremde*, ohne dass hier Diskurse oder Fakten etwa zu Fremdenfeindlichkeit, zu interkultureller Kompetenz, Exotik usw.

thematisiert werden, für die das Wort *das Fremde* (im Gegensatz zu *das Eigene*) als Schlüsselwort fungiert.

Es geht hier also um einen „Zugang zum Fremden“, der auf den ersten Blick gar keiner ist. Schließlich wird ja gar nicht über Fremdes, sondern nur über die Funktionsweise von Wörtern gesprochen, mit denen Fremdes bezeichnet wird. Dieser Hinweis scheint nicht zuletzt anlässlich einer ausgesprochen negativen Rezension sinnvoll: In einer Rezension zu dem Buch *Fremdes in fremden Sprachen*¹ das im Rahmen eines Forschungsprojektes entstanden ist, auf dessen Ergebnisse auch die folgenden Ausführungen gründen,² heißt es:

Es verblüfft und frustriert, dass [...] praktisch keine der vielen einschlägigen und z. T. sehr weitreichenden Arbeiten aus dem Bereich der Fremdheitsforschung in die Aufsätze eingegangen sind, die außerhalb eines engen sprachwissenschaftlichen Rahmens entstanden sind. [...] Wer nicht ein ausgesprochen dezidiertes Interesse an linguistischem Material zu *Fremdheit* im Romani oder in den uralischen Sprachen hat, spare sich die Lektüre des Bandes.³

Angesichts eines solch harten Urteils gibt es zwei Optionen: Verzweifeln oder aber dieses Urteil als Aufforderung verstehen, einen lexikalisch-semantischen Zugang zum Fremden – wie auch zu anderen Schlüsselthemen der Geisteswissenschaften – zu rechtfertigen und den Mehrwert eines solchen Zugangs zu verdeutlichen. Die Option des Verzweifeln wird hier nicht gewählt.

Fremd, das Fremde, der Fremde, die Fremde, Fremdheit sowie weitere Wörter dieser Wortfamilie wurden spätestens seit den rassistischen Überfällen im gerade wiedervereinten Deutschland Anfang der 90er Jahre zu Schlüsselbegriffen des gesellschafts- und geisteswissenschaftlichen Diskurses.⁴ Stiftungen schrieben Forschungsprogramme aus, Akademien und Universitäten richteten interdisziplinäre Forschungsverbünde ein und die Neuerscheinungen, die ein Wort dieser Familie im Titel trugen, schienen jedem, der sich diesem Thema verschrieben hatte, immer unüberschaubarer zu werden. Das Thema der Fremdenfeindlichkeit war indes nur eins von vielen Themen, das unter diesem Schlüsselwort behandelt wurde: Das Fremde in uns selbst, die Fremdheit der Sprache, die Fremdheit von Texten, Inklusions- und Exklusionsphänomene und vieles mehr wurden erforscht. Vor dem Hintergrund dieser Erfahrung mag man der Sprachkritik von John Locke zustimmen, der die Wörter als einen Nebel vor unseren Augen (a mist before our eyes) bezeichnete, die uns den Zugang zur Wahrheit verstellten. Und dieser sprachliche Nebel scheint im Falle von *fremd* und seiner Familie

¹ Jostes/Trabant, *Fremdes*.

² Zur umfassenden Darstellung der Ergebnisse siehe insbesondere Jostes, *Fremdheit*.

³ Bauer, Rezension zu Jostes/Trabant, 228–230.

⁴ Siehe hierzu beispielsweise Wierlacher/Albrecht, *Xenologie*.

recht dicht zu sein, ansonsten begänne nicht nahezu jede Publikation hierzu mit sprachlichen Reflexionen. Indes hätte Locke wohl kaum dem Gedanken zugestimmt, dass auch die Erforschung dieses Nebels selbst, den die Wörter darstellen, weitere Erkenntnisse bringen kann. In dieser eher an das Sprachdenken von Wilhelm von Humboldt anknüpfenden Perspektive stellt sich beispielsweise im Anschluss an eine semantische Analyse dieses Wortes die Frage, ob andere Sprachen die Bedeutung (bzw. die Bedeutungen) in gleicher oder ganz anderer Weise gliedern. Nicht ausgeschlossen wird hierbei die Möglichkeit, dass die je einzelsprachlich gegebenen lexikalischen Gliederungen auch Einfluss auf unsere Wahrnehmung nehmen. Neben der möglichen Verschiedenheit der sprachlichen Gliederung eröffnet sich aber auch die Frage nach sprachübergreifenden Parallelen: So verweisen wiederkehrende metonymische Bedeutungserweiterungen etwa von „nicht zugehörig“ über „unbekannt“ zu „seltsam“ auf grundlegende anthropologische Assoziationsmuster. Kurzum: Wenn hier der Sprachnebel des Fremden durchleuchtet wird, geht es zwar „nur“ um Sprache, es sollte dabei aber deutlich werden, dass auch dieser Zugang lohnend ist.

Bei einem lexikalisch-semantischen Zugang zu kulturellen Schlüsselthemen muss allerdings vor direkten Rückschlüssen von Etymologien und lexikalischen Strukturen auf gesellschaftliche Diskurse und Mentalitäten gewarnt werden. Wie beispielsweise aus der historischen Entwicklung des lateinischen Wortes *hostis* von „Gast“ zu „Feind“ nicht auf eine generelle Fremdenfeindlichkeit der römischen Kultur geschlossen werden kann, wäre auch die Rede von einer generellen Abwesenheit von Fremdenfeindlichkeit in frankophonen afrikanischen Kulturen unhaltbar, nur weil dort das französische Wort *étranger* neben der Bedeutung „Fremder“ auch die Bedeutung „Gast“ angenommen hat. Sprachwandel ist zwar das Resultat eines sich verändernden Sprachgebrauchs und somit immer eingebunden in diskursiven und sozialen Wandel, aber er vollzieht sich erstens in ganz anderen Zeiträumen als etwa sozialer Wandel und zweitens verbergen sich hinter der Frage, welcher Sprachgebrauch Eingang ins Sprachsystem findet, zu viele Faktoren.⁵

Den Sprachnebel des Fremden durchleuchten

2.1. Figur/Hintergrund

Der Satz „Ich brauch keine Fremden, die mich nicht verstehn“ knirscht nicht nur im Diskurs einer Gesellschaft, die interkulturelle Offenheit zum allgemeinen Bildungsziel erklärt und kulturelle Abschottung sanktioniert, dieser Satz löst auch aus rein sprachlichen Gründen eine kleine Irritation aus: Im Liedtext geht es um das nicht vorhandene Fernweh: „Ich brauch kein Venedig, keine Gondeln und

⁵ Siehe hierzu etwa Koch/Oesterreicher, Sprachwandel.

Tauben, und selbst die Zitronen, solln ohne mich blühn“. Es geht um das Bedürfnis nach dem Vertrauten, das als „meine Straße“, „die muffige Kneipe“ und „meine Theke“ aber gerade wieder in Form von öffentlichen Orten erscheint, die mit der Hoffnung auf neue Begegnungen verbunden werden, nämlich als „Hoffnung, auf den, der verweilt“. Als hätte Hildegard Knief den berühmten Exkurs von Georg Simmel⁶ gelesen, entsteht in dieser letzten Zeile das Bild von einem Fremden, der „heute kommt und morgen bleibt“, also das Bild des potentiell Weiterziehenden. Und dieser Fremde, der als Figur vor dem Hintergrund von Vertrautem erscheint, entspricht auch der üblichen Gebrauchsweise des Wortes *Fremder*. Eben aufgrund dieser üblichen Relation von Figur und Hintergrund konnte Karl Valentin behaupten: „Fremd ist der Fremde nur in der Fremde“. Genau gegen diese typische Gebrauchsweise aber verstößt der Text von Hildegard Knief mit seiner Rede von den „Fremden, die mich nicht verstehn“: Hier reibt sich die sprachlich gebräuchliche Relation mit der bezeichneten Situation einer Reisenden. Es entsteht der egozentrisch anmutende Effekt, dass die eigene Person auch in der Fremde den Hintergrund darstellt, vor dem alle anderen Menschen – obgleich daheimbleibend – zu Fremden werden. Dies widerspricht der gängigen Verbindung von einem Aufenthalt in der Fremde mit dem Empfinden des eigenen Fremdseins (das auch mit Entbehrungen verbunden sein kann, wie dies etymologisch dem deutschen Wort *Elend* von ahd. *elilenti* „anderes Land“ zugrunde liegt).⁷ Aber wenn die Fremde voll von Fremden ist, so könnte analog das Ausland voller Ausländer sein: Der Spruch „Wir sind alle Ausländer - fast überall“ führt die Relationalität und Perspektivierung dieser und anderer Begriffe vor Augen, die einen Aspekt dessen ausmachen, was in Bezug auf das Adjektiv *fremd* und seine Familie als „Vagheit“, „Unbestimmtheit“ etc. bezeichnet wird.

Nicht nur im Deutschen, wo *fremd* auf das althochdeutsche *fram* (fern, entfernt von) zurückzuführen ist, auch in anderen Sprachen stammen die Quellkonzepte für Bezeichnungen im Sinnbezirk der Fremdheit häufig aus dem Bereich der Räumlichkeit mit den Gegensätzen Innen vs. Außen und Nähe vs. Ferne. So etwa das lateinische *extraneus* („außerhalb“), auf das unter anderem engl. *strange*, franz. *étranger* und *étrange* zurückzuführen sind. Bei den Personenbezeichnungen finden sich in etymologischer Hinsicht außerdem Verbindungen zwischen „Fremder“ und „Gast“ wie etwa griechisch *xenos* und indogermanisch **ghostis*, auf das etwa lateinisch *hostis* zurückzuführen ist.

⁶ Simmel, Exkurs.

⁷ Ähnlichkeiten mit der Etymologie des deutschen Wortes *Elend* weist das arabische Wort *ḡarīb* auf, das für den arabischen Fremdheitsdiskurs als zentral angesehen wird: So hat Thomas Bauer in seiner Studie zur „Fremdheit in der klassischen arabischen Kultur und Sprache“ herausgearbeitet, dass Fremdheit in der vormodernen islamischen Kultur „in erster Linie aus der Perspektive des sich selbst als fremd empfindenden Menschen gesehen wird“, Bauer, Fremdheit, 103. Zum Vergleich mit dem Arabischen siehe auch Beshara, Fremdheitsbegriff.

2.2. Perspektivierung, Relationalität, Komplementbildung

Die ersten Sätze des Romans *L'étranger* (Der Fremde) von Albert Camus geben – zufällig, oder vielleicht auch nicht – eines der anschaulichsten Beispiele für die Problematik sprachlicher Ausdrücke, die auf einen je spezifischen Referenzpunkt verweisen. So lässt Camus seinen Meursault sagen:

Heute ist Mama gestorben. Vielleicht auch gestern, ich weiß es nicht. Aus dem Altersheim bekam ich ein Telegramm: ‚Mutter verschieden. Beisetzung morgen. Vorzügliche Hochachtung.‘ Das besagt nichts. Vielleicht war es gestern.⁸

Dieses schriftlich geäußerte „morgen“, das auf einen Tag verweist, der vielleicht schon vergangen ist, führt seine inhärente Beziehung zu einem „Jetzt“ der Äußerung vor Augen: Da dieses „Jetzt“ ohne Datum auf dem Telegramm nicht bestimmt werden kann, muss auch das „morgen“ offen bleiben. Ausdrücke, die solcherart auf die Äußerungssituation verweisen, werden gemeinhin „deiktische Ausdrücke“ genannt, wobei zwischen personaler (*ich*), räumlicher (*hier*) und zeitlicher Deixis (*jetzt*) unterschieden wird.

In den Arbeiten zu dem oben genannten Forschungsprojekt wurde die spezifische Art des Bedeutens von *fremd* und seiner Verwandten als ein Verweisen beschrieben, dass den deiktischen Ausdrücken entsprechend auf die Äußerungssituation (mit seiner Origo) bezogen sein kann, aber auch in anaphorischer Weise auf etwas Vorhergehendes im Text (ein Antezedens) verweisen kann. Konrad Ehlich hat mit Bezug auf diese Arbeiten eingewendet, *foreign* und ähnliche Ausdrücke nicht als deiktische Ausdrücke zu bezeichnen, sondern vielmehr eine übergeordnete Klasse von „related expressions“ anzunehmen, denen ein „specific point of reference“ zu eigen sei. Innerhalb dieser Klasse der „related expressions“ würden dann die deiktischen Ausdrücke eine eigene Klasse darstellen, die sich generell auf die Äußerungssituation beziehen. Begriffe wie *foreign* würden sich dadurch auszeichnen, dass sie mit einem „mental point of reference“ verbunden würden:

To sum up: The expression ‚foreign‘ belongs to a group of expressions whose semantics unfolds a *specific point of reference*. One could call such expressions ‚related expressions‘. Deictics are a very important class of related expressions, as they are highly relevant for any linguistic system. Their point of reference, the *origo* is the very speech action in which they are uttered. However, the class of related expressions is not just made up of spatio-temporal deictics. As we have seen, the semantics of ‚foreign‘ and ‚foreignness‘

⁸ Camus, *Der Fremde*, 5.

rely on a *mental point of reference*, the *proprium*, the ‚self‘, which results from *categorisation and classification processes* (Hervorhebungen von mir).⁹

König/Siemund sprechen ganz allgemein von der Perspektivierung auf ein „Orientierungszentrum“.¹⁰ Welche Bezeichnung und theoretische Abgrenzung zu vergleichbaren Phänomenen man auch wählt: Es geht um das Phänomen, dass beispielsweise in der Rede von „den Fremden, die mich nicht verstehn“, die „Fremden“ in Bezug auf einen Referenzpunkt bestimmt werden, der in diesem Falle mit der Referenz des „mich“ zusammenfällt, aber auch generell immer erst mit der Äußerung samt Kontext und Kotext bestimmt werden kann. König/Siemund beschreiben sehr einleuchtend, wie um dieses Orientierungszentrum eine Basismenge gebildet wird (deren Umfang übrigens zunächst ganz unbestimmt ist), von der aus eine Komplementbildung vollzogen wird: Wie beim Wort „Ausländer“, deren jeweilige Referenz als komplementäre Menge etwa zu „Einheimischen“ in Bezug auf ein jeweils zu spezifizierendes Land hergestellt wird, ließe sich nach König/Siemund auch die Semantik von *fremd* und seiner Verwandten auf der Basis einer solchen Komplementbildung beschreiben:

Die wesentlichen Komponenten der Bedeutung des Adjektivs *fremd* und verwandter Ausdrücke lassen sich u. E. somit als *Komplementbildung, Perspektivierung und Nicht-Possessionumschreiben*. [...] Die Kernbedeutung lässt sich als *Komplementbildung* charakterisieren, die von einer Basismenge ausgeht, die durch eine Art possessive Relation („(an/zu)gehören“) *in Bezug auf ein Orientierungszentrum* bestimmt ist. Diese Kernbedeutung, die wir auch bei Ausdrücken wie Ausländer und seinen Gegenstücken in anderen Sprachen finden, kann angereichert werden durch die Charakterisierung des Wissensstandes der Beobachter („unvertraut“, „ungewohnt“, „unbekannt“, etc.), durch normative Urteile („nicht dazugehörig“, „nicht passend“) und durch affektive Einstellungen („seltsam“, „ungewöhnlich“) (Hervorhebungen von mir).¹¹

Wenn diese sehr überzeugende Charakterisierung der Bedeutung doch mit einer gewissen Distanz wiedergegeben wird, so liegt dies an der grundlegenden Annahme von König/Siemund, dass die Bedeutung von *fremd* auf eine Kernbedeutung reduziert werden kann, die in verschiedenen Kontexten unterschiedlich angereichert wird (epistemisch, affektiv, normativ). Die grundlegende Frage, inwieweit wiederkehrende Bedeutungskomponenten eines Lexems dem Kontext

⁹ Ehlich, *Language*, 26.

¹⁰ König/Siemund, *Identität*, 125.

¹¹ König/Siemund, *Identität*, 125.

zugeschrieben sollen, um eine einzige (meist recht abstrakte) Kernbedeutung isolieren zu können, wirft die grundlegende semantiktheoretische Frage nach dem Verständnis von Polysemie auf und soll hier nicht ausführlich diskutiert werden. Im Hinblick auf einen Sprachvergleich könnte aber schon hier deutlich werden, dass mit einer solchen Reduktion auf eine Kernbedeutung sicher nur wenig Unterschiede sichtbar werden, wenn alles Weitere als kontextuelle Anreicherung aus der Bedeutung im engen Sinne verbannt wird. Nimmt man verschiedene Bedeutungsvarianten von *fremd* an (und spricht hier nicht nur von kontextuellen Anreicherungen), so stößt man einerseits auf unterschiedliche Distributionseigenschaften der verschiedenen Bedeutungsvarianten. Andererseits erscheint es als fraglich, ob die oben beschriebene Grundbedeutung (Komplementbildung ausgehend von einer Basismenge, die durch possessive Relation in Bezug auf ein Orientierungszentrum gebildet wird) tatsächlich in allen Varianten enthalten ist.

2.3. Polysemie

Gerne wird gegenwärtig in Berlin-Kreuzberg angesichts der vielen Touristen Methusalix aus dem Band „Das Geschenk Caesars“ zitiert, der mit der möglichen Vielfalt der oben als „Charakterisierung“ benannten Dimensionen spielt: „Du kennst mich doch, ich hab’ nichts gegen Fremde. Einige meiner besten Freunde sind Fremde. Aber diese Fremden da sind nicht von hier!“¹² Hier spürt man gut die Grenzen der üblichen semantischen Gliederung: Als Substantivierung des Adjektivs *fremd* steht der Fremde für eine Person, die aus einem Ort/einer Gegend stammt oder einer Gruppe angehört, der/die in Bezug auf einen bestimmten Referenzpunkt ein anderer ist. Des Weiteren kann *der Fremde* aber auch für eine Person stehen, die unbekannt ist. Insofern können Fremde auch zu den besten Freunden werden, und bei der irritierenden Rede von den Fremden, „die nicht von hier sind“, schwankt man zwischen den Möglichkeiten, „die Fremden“ als „Unbekannte“ zu verstehen oder aber als Nicht-Dazugehörige oder aber die Frage nach dem Zeitpunkt des Herkommens aufgeworfen zu sehen.

Anhand des zugrunde liegenden Adjektivs *fremd* sei hier im Folgenden gezeigt, wie sich die Semantik darstellt, wenn man nicht von einer Grundbedeutung mit verschiedenen Anreicherungen, sondern vielmehr von mehreren Bedeutungen ausgeht, deren metonymischer Zusammenhang natürlich weiterhin erkennbar ist. Hierzu wurden in Jostes (2004) vier Bezeichnungsklassen unterschieden und schematisch so dargestellt, dass die von König/Siemund als „Komplementbildung zur einer Basismenge in Bezug auf ein Orientierungszentrum“ benannte Bedeutungskomponente durch das Wort *ander-* dargestellt wird, das in gegenüberstellender Weise auf eine Origo oder ein Antezedens verweist,

¹² Gosciny/Uderzo, Geschenk.

was dem „Orientierungszentrum“ bzw. dem *point of reference* entspricht (siehe Abb. 1).¹³

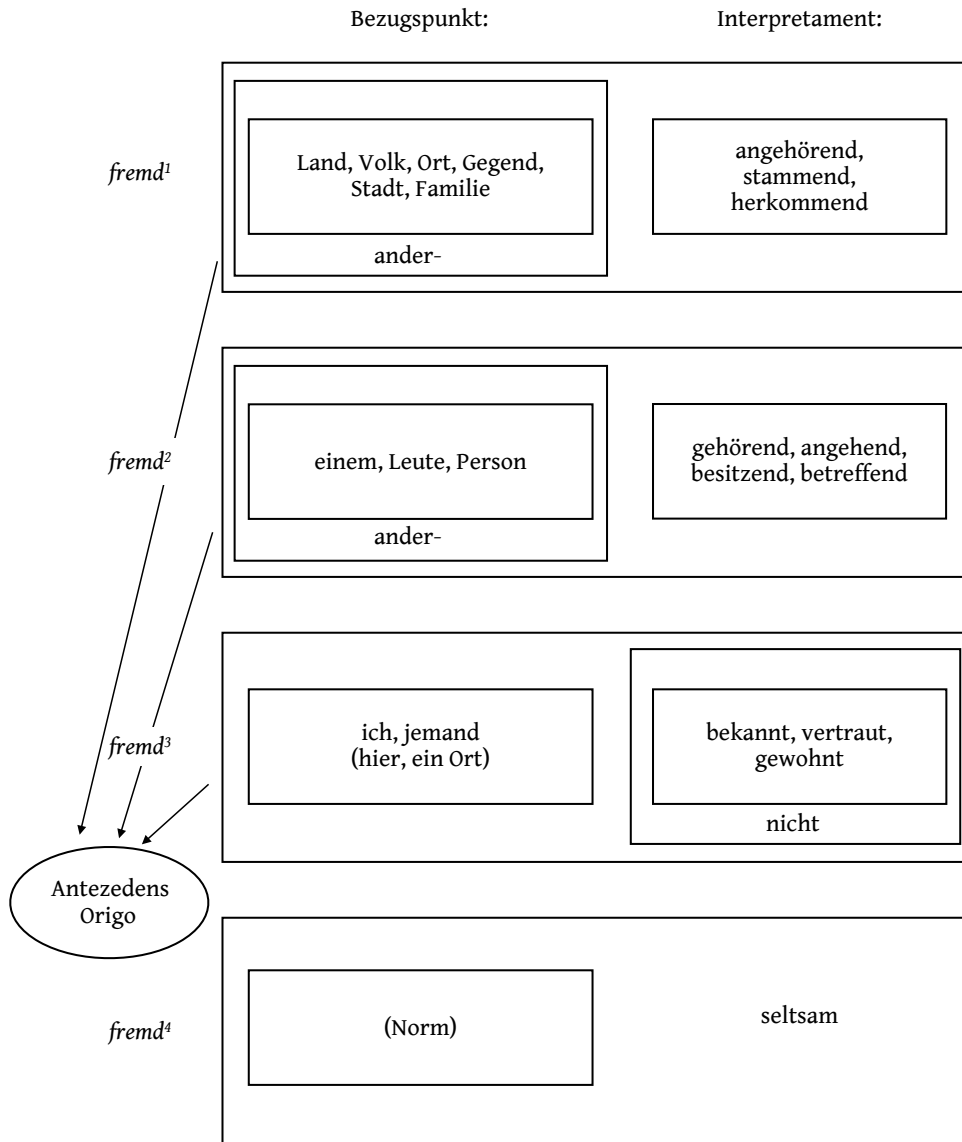


Abb. 1: Adjektiv *fremd*

Die Nummerierung der Varianten folgt hier der metonymischen Bedeutungserweiterung, wobei sicherlich bei der angegebenen vierten Bedeutung („seltsam“)

¹³ Jostes, *Fremdheit*, 50.

die Frage am nächsten liegt, ob diese nicht doch besser als kontextuelle Anreicherung gefasst werden sollte. Nichtsdestotrotz kann auf der Grundlage dieser Aufsplitterung gezeigt werden, dass sich die ersten Varianten (mit den Bedeutungen „aus einem anderen Land, Volk, Ort stammend, angehörend“ und „einem anderen gehörend“), die die bei König/Siemund so genannte „possessive Relation“ erkennen lassen, hinsichtlich der Distribution anders verhalten als die Variante mit der Bedeutung „nicht bekannt“, „nicht vertraut“: Wie andere relationale Adjektive,¹⁴ die Zugehörigkeiten ausdrücken, ist *fremd* in den ersten beiden Varianten (fast) nur attributiv zu verwenden und nicht komparierbar: Vergleichbar mit dem Adjektiv *päpstlich*, das die Zugehörigkeit zum Papst etwa in den Formulierungen *der päpstliche Stuhl* oder *die päpstliche Nuntiatur* ausdrückt, liegt im Falle eines prädikativen Gebrauchs eine qualitative Bedeutung vor: So kann ein Mensch, dessen Verhalten als *päpstlich* bezeichnet wird, *gar päpstlicher als der Papst* sein. In gleicher Weise kann das Adjektiv *fremd* in prädikativer Verwendung (wenn der Referenzpunkt/das Orientierungszentrum das Merkmal „+ belebt“ trägt) und generell in komparierter Verwendung kaum die Bedeutungen der Varianten eins und zwei tragen: Wenn Hildegard Knef im Lied „Guten Tag, mein Zuhause“ bei einer Heimkehr nach einer scheinbar längeren Abwesenheit ihrem Zuhause angesichts von Büchern, die ihr den Rücken zukehren, sagt: „Guten Tag, mein Zuhause, die Stille macht dich fremd“, so wird die epistemische und affektive Dimension aufgerufen. Diese steht hier gerade im Kontrast zur possessiven Relation, wie sie durch die Verbindung von „Zuhause“ mit dem Possessivartikel „mein“ erscheint. Dieser Übergang vom Relationalen zum Qualitativen entspricht dem Übergang von einem gegenüberstellenden (komplementbildenden) *ander-* zu einem qualitativen *anders*.

Als qualitatives Adjektiv mit epistemischer und affektiver Bedeutungsdimension ist nicht nur prädikative Verwendung, Komparation und das Bilden von Prozessprädikaten möglich, es kann auch in Form einer fakultativen Ergänzung explizit auf das Orientierungszentrum verwiesen werden. So singt Knef in einem anderen Lied: „Ich war nie in Las Vegas, Sri Lanka ist mir fremd, Tahiti ist mir schnuppe, Hongkong hab ich verpennt“. Wie aber sieht es aus, wenn die fakultative Ergänzung etwa in Form eines *hier* realisiert wird, also: *Dieser Mann ist hier fremd?* Genau dieser Fall verweist auf die Voraussetzung, die für die qualitative Bedeutung in Form von „bekannt“ oder „vertraut“ gegeben sein muss: Weil sich nur in Bezug auf Lebewesen epistemische und affektive Bedeutungsdimensionen eröffnen können,¹⁵ bleibt die Bedeutung im Falle eines unbelebten Referenzpunktes auf possessive Relationen eingeschränkt. Insofern wurde oben

¹⁴ Hier wird der Begriff *relational* nicht im spezifischen Sinne von Ehlich verwendet, es handelt sich hier um einen weit verbreiteten Begriff im Bereich der Adjektivklassifikation.

¹⁵ Sprachwissenschaftlich würde man hier vom *Experiencer* als semantische Rolle sprechen.

von der „fast“ ausschließlichen attributiven Verwendung gesprochen, wenn es um die Bezeichnung einer possessiven Relation geht.

Im Falle der Komposita mit *fremd* als Erstglied (wie bei *Fremdkapital*, *Fremdsprache*) handelt es sich klar um das komplementbildende *fremd* ohne qualitative Bedeutungsdimension: Weder ist das *Fremdkapital* anders als das *Eigenkapital* (es ist einfach das andere Kapital), noch muss die in der Schule als erste *Fremdsprache* gelernte Sprache unbekannt oder unvertraut sein, sie wird sprachlich einfach der *Muttersprache* gegenübergestellt.

Auch wenn kritisch gefragt werden kann, ob *fremd* auch die Bedeutung „seltsam“ tragen kann, wie dies verschiedene Wörterbücher angeben, oder ob diese Dimension nicht tatsächlich besser als kontextuelle Anreicherung gesehen werden sollte: Interessanterweise stehen sich die Adjektive *eigen* und *fremd*, die als relationale Adjektive als Gegenbegriffe fungieren, in dieser Dimension quasi synonymisch gegenüber: Wenn ein *eigenartiges* Verhalten als *fremdartig* erscheint und man von einem Menschen befremdet ist, weil er sehr *eigen* ist, so ist hier zwar noch die Spur der unterschiedlichen Perspektivierung zu erkennen, indes geht es in dieser Dimension in beiden Fällen um Normabweichungen, um Abweichungen vom Erwartbaren. Dieser Übergang vom Epistemischen zum Normativen ist auch aus anderen Sprachen bekannt, so für engl. *strange*, franz. *étrange*, ital. *strano*.

Es sollte deutlich geworden sein: Die verschiedenen Bedeutungsvarianten bzw. Anreicherungen stehen in einem metonymischen Verhältnis, das von „anderer Herkunft oder anderer Zugehörigkeit“ über „Unkenntnis, Unvertrautheit“ bis hinein ins „Normabweichende“ reicht und auch in anderen Sprachen bei vergleichbaren Lexemen beobachtet werden kann. Einerseits hält das zugrunde liegende Assoziationsmuster mit seiner Allgemeingültigkeit diese Varianten zwar nach wie vor zusammen. Andererseits ist die Spanne aber doch so groß, dass ein Satz wie „Fremdes Geld ist dem Finanzberater nicht fremd“ durchaus möglich ist.

Literaturverzeichnis

- Bauer, Thomas, Fremdheit in der klassischen arabischen Kultur und Sprache, in: Jostes, Brigitte/Trabant, Jürgen (Hg.), *Fremdes in fremden Sprachen*, München 2001, 85–105.
- Bauer, Ulrich, Rezension: Jostes, Brigitte/Trabant, Jürgen (Hrsg.) *Fremdes in fremden Sprachen*. München 2001, in: *Info DaF* 30, 2/3 (2003) 228–230.
- Beshara, Helen A., Der Fremdeheitsbegriff und der Fremde im Deutschen und im Arabischen. Eine vergleichende Symbolfeldanalyse, in: Riedner, Renate/Steinmann, Siegfried (Hg.), *Alexandrinische Gespräche. Forschungsbeiträge ägyptischer und deutscher Germanist/inn/en*, München 2008, 279–290.

- Camus, Albert*, *Der Fremde* (frz. *L'étranger*; übers. v. Georg Goyert u. Hans Georg Brenner), Düsseldorf 1957.
- Ehlich, Konrad*, *What makes a language foreign?*, in: Knapp, Karlfried/Seidlhofer, Barbara (Hg.), *Handbook of Foreign Language Communication and Learning* 6, Berlin – New York 2009, 21–44.
- Gosciny, René/Uderzo, Albert*, *Das Geschenk Caesars*, Stuttgart 1976.
- Jostes, Brigitte*, *Fremdheit. Historisch-anthropologische Erkundungen einer linguistischen Kategorie*, Paderborn 2004.
- Jostes, Brigitte/Trabant, Jürgen* (Hg.), *Fremdes in fremden Sprachen*, München 2001.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf*, *Sprachwandel und expressive Mündlichkeit*, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 102 (1996), 64–96.
- König, Ekkehard/Siemund, Peter*, *Identität und Alterität: Zur Semantik von fremd und ähnlichen Ausdrücken*, in: Jostes, Brigitte/Trabant, Jürgen (Hg.), *Fremdes in fremden Sprachen*, München 2001, 109–129.
- Simmel, Georg*, *Exkurs über den Fremden*, in: Ders., *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Leipzig 1908, 509–512.
- Wierlacher, Alois/Albrecht, Corinna*, *Kulturwissenschaftliche Xenologie*, in: Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (Hg.), *Konzepte der Kulturwissenschaften*, Stuttgart – Weimar 2003, 280–306.